

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 18

Artikel: Von der Plattform in Bern
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638053>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tisch auf — hernach weckte er sinnenbedächtig sein Messer, zerschchnitt damit — eine alte Brotkruste, zerkaute sie zwischen den Eisenkiefen — und berührte mit seiner Spitznase den Sped, wohlküstig, doch eintönig murmelnd:

„Rieche, riech' dran, alter Wicht!
Doch, beim Donner, friß ihn nicht!
Sollst dich manchmal noch erquiden,
Wirst am Knochen nicht erstiden.“

Blagte ihn aber nachher trotz Geruchfest und Brotrinde doch noch der schlappe Magen, alsdann stopfte er sich fluchend den Ranzen mit Lehm, schlau berechnend, das fülle auch und koste beim Strahl doch keinen verschliffenen Groschen.

Solch einsame Sondergenüßlein freilich sind oft vom Teufel und flüchtig wie dieser. Seine Freuden teile der Mensch, ist's nur möglich — den Gram darf er eher für sich behalten, als etwas, das weder beliebt noch selten. Eines Abends nun stach's einen Urner Jungfennen, ein mutwillig Bürschlein von der Art, die stets mit dem Näslein vor sich herwindet, wie Jagdhunde mit der Schnauzenspitze — solch einen Wunderfiß also stach's, was wohl der Tobias für sich treibe in seiner gottverlassenen Hütte, ob er wohl Gold mache, oder nur Ruß in neugebacken Mehl verzaubere? Der Kerl schlich sich lautlos im Dämmer hinzu und setzte sein rechtes Auge vorsichtig an ein Astloch in einem Balken. Das Näslein hätte zwar weiter gereicht, doch ist's bekanntlich blind geboren. Nun, das Bürschlein spähte kaum für Nichts und wieder Nichts durchs bewußte Astloch. Es gewahrte den Alten bei seinem Spedriecken und mußte die Zähne zusammenkrampfen, die Faust vor den windigen Magen pressen, um nicht wie ein Helllauf herauszupruken mit einem Grundlawinengelächter. Und es bezwang den Ansturm mannhaft; denn ein Gedankenblick hatte gleichzeitig seinen Krauskopf glanzheiter erleuchtet — der Entschluß, zum Tux und eignen Wohlleben dem Tobias die Spedseite zu mausen. Da ging's doch nicht an, ihn mit Gejohl zum Voraus auf die Diebsspur zu setzen.

Die folgende Nacht war rauh und finster, so recht wie ein struppignasser Rehrbesen, der den erschreckt, dem er übers Gesicht wischt. Da huschte der Jungfenn nochmals zur Hütte, mühte sich ab mit dem Riegelsperrwerk, dem Stolz des immer mißtrauischen Alten und löste es zuletzt mit schlantflinken Fingern — er wäre sonst kein richtiger Urner gewesen. Mit den gleichen feinfühligem Lastwerkzeugen griff er sich dann weiter bis zum Rauchfang und erwischte — jupphei — die liebe Spedseite, mit der er verschwand, wie ein Hund mit der Wurst, fast lautlos, nur ohne Schwanz zum Einkneifen. So gespensterhaft sachte das aber abging — der Schlaf des Alten glück doch einem Feinfiß, wodurch selbst die Spur von Geräuschen hindurchdrang. Er schreckte empor vom Lumpenlager — nur leider zwei Sekündlein zu spät, sonst hätte er den Dieb noch ergreifen können. So juckte er in Todesangst nach dem Rauchfang, seiner einzigen offenen Schatzkammer, schlegelte dort mit beiden Händen umsonst nach dem verschwundenen Prunkstück, begriff die Schredenstatlache des Diebstahls und rannte mit rasch ergriffener Geißel, rußschwarzen Fingern, in Hemd und Hose ins Dunkel hinaus mit dem einen Ziel, den Schelm zu fangen und abzustrafen.

O du eitler Wunsch! Jungfennenfüße schnellen ganz anders über die Blöde, als siebzehnjährige Greisensohlen, von Gicht angenagt und geschwächt von der Schmalkost. Entfernter, immer weiter weg klang das Fluchtgeräusch im laufenden Duster. Schrill, wie geriebene Pfannendeckel erscholl des Tobias Wutgebrüll:

„O Satanslist und Höllentüd'
Dieb! Dieb! Bring mir den Sped zurück!“

Keine Antwort — nur ein Hohngelächter — es konnte auch ein Windjuchzer sein — ergellte von weither. Da setzte

der Alte nochmals zum Lauf an, die Hölle im Herzen und den Satan selber im häßlich geifernden Munde. Blind hegte er vorwärts. Auf einmal aber wich unter ihm die feste Grasnarbe und — platsch — lag er mitten im strudelnden Gießbach, zum Glück in einem Seitentrichter — nach Hilfe losjodelnd und endlich auch befreit von herbeigeeilten Nachbarn, welche den pflutschnassen Zitterich mit der Geißel in verkrampfter Faust wieder heimzu führten und ihm seine Fezen mühsam vom Sagergestell abstrupften, nachher verwundert sein Klappen und Murmeln von Sped und Dieb nach Hause berichtend.

Aber — seinen fleischernen Schatz hat der Tobias trotz allen Gelästern nicht mehr vor die Lüsternase bekommen. Eine zweite Spedseite sich anzuschaffen mit seinen harten vergrabenen Talern, das hätte ihn denn doch auf den Tod gereut und so ließ er zuletzt auch das Spedriecken bleiben.

Den Streich, dem er zum Narren geworden, konnte der Alte nie mehr verwinden. Er forschte krankhaft, jedoch vergebens dem Dieb nach und grämte sich im Gefühl ohnmächtiger Nachbegierde zu Tode.

„Hätt' ich nicht Dred gefressen
Könnt' ich den Sped vergessen.“

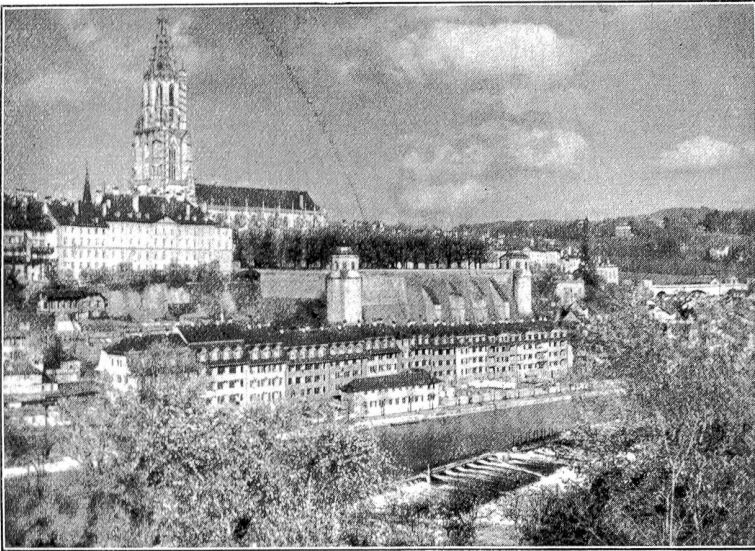
Diese Klage soll er sich stets vorgekaut haben, erkennend, wie elend es doch gewesen, mit Lehm sich den leeren Ranzen zu stopfen, während an dem gesparten Schatz dann ein anderer höhnisch sich dickgefressen. Indessen — so geschieht es ja schließlich jedem gehamsterten Reichtum auf Erden.

Nachdem der Alte schließlich doch seine Lusthütte an die sechs Bretter verkauft, die so wetterdicht, aber nicht dauernd staubficher sich um die sterbliche Hülle schmiegen, ließ die Sage seinen unsterblichen Geist noch weiterhin rast- und friedlos umwandern. Es heißt, in Gewitternächten fahre der Tobias von der Ringeralp als Grauwetterwolke gräulich einher, mit der Höllenglühgeißel, dem Blik, um sich fützend und vergeblich dem jungen Urner nachgehend, der ihm sein einzig Genußstück entwendet. Darum sollen die Wetter sich so gern jochhinüber gen Uri ziehn, noch lange nachgrollend, wölbt sich überm Muotatal schon wieder klar der Himmel. Droht aber von neuem ein Ungewitter im Verlauf eines schwülen Sommerabends, dann loden die Bergbauern Buben und Mädchen heimwärts, zum Abschreck den Spruch loslassend:

„Der Ringigeist naht! Holihö, unters Dach!
Er kommt mit Gepolter und höllischem Krach.
Es leidet ihn nicht in der Kirchhofede,
Er hungert nach seinem gestohlenen Spede.
Hussa, holihö — fahr' hin übers Toch,
Und findst du den Urner, so sted' ihn ins Loch.“

Von der Plattform in Bern.

Bald werden 600 Jahre verfließen sein, seitdem die Berner angefangen haben, südlich von ihrer Leutkirche gewaltige Mauern aufzuführen, um Platz für einen Friedhof zu gewinnen. Vorher neigte sich der Abhang in gleicher Weise gegen die Matte und die Aare hinunter, wie noch heute vor den Häusern der Juntergasse und Herrengasse. Der Leutpriester Diebold Baselwind legte den Grundstein zu der Kirchhofmauer, welche 30 Meter hoch und 80 Meter lang werden sollte. Bruder Ulrich Bröwo und die Laien Niklaus von Aeschi und Niklaus Rubel waren die ersten, die Gaben spendeten; auch 1360 und 1505 erfolgten Vergabungen. Anno 1421 wurde mit dem Bau der jetzigen Münsterkirche begonnen. Die gewaltigen Steinmassen übten einen so großen Druck gegen die Begräbnisstätte aus, daß schon im Jahre 1480 die Mauern stärker aufgeführt werden mußten. Weitere Verstärkungen sind bekannt aus den Jahren



Das Berner Münster mit der Plattform.

1502, 1537 und 1547; 1545 wurden die Pfeiler ersetzt. Die Führungen der Tuff- und Füllsteine hatten die Pferdebesitzer in den Zunftgesellschaften und in den vier Kirchspielen Muri, Bolligen, Betsigen und Stettlen zu besorgen. Nach der Reformation ließen die Ratsherren den Kirchhof in eine Promenade verwandeln und das Beinhaus niederreißen. Doch dauerte es noch mehr als 100 Jahre, bis die Bezeichnung Plattform eingebürgert war. Die Spitzen Erkertürmlein, die auf den alten Bildern von Schmalz (1635) und Rauw (1650) und auf dem Stadtplan von 1583 sichtbar sind, sollen im Jahre 1514 erstellt worden sein. Zu den jetzigen Steinerkern hat Architekt von Graffenried die Pläne geschaffen. Anno 1633 senkte sich der Münsterturm so arg gegen die Plattform, daß ein Weiterbauen allzu gefährlich schien. Ein Beschluß betreffs Einstellung der Bauarbeiten war schnell gefaßt, da Staat und Private wegen den Folgen des dreißigjährigen Krieges kein Geld mehr besaßen. Als Bauhütte und Werkplatz verschwunden waren, halfen Linden die Anlage verschönern. Die jetzigen Kastanienbäume sind zu Anfang des 18. Jahrhunderts gepflanzt worden. — Zu allen Zeiten blieb die Plattform eine beliebte Promenade, nicht bloß wegen ihrer Stadtnähe, sondern auch wegen der einzigartigen Aussicht auf das Hochgebirge. Schon im Jahre 1561, als der Graf von Neuenburg, der Herzog von Longueville mit seiner Gemahlin und der Mutter nach Bern kam, begleitete man ihn in festlichem Zuge bis auf den „Kirchhof“. Als am 26. Mai 1883 der große Schlachtenlenker Moltke, von einer Italienreise zurückkehrend im Schweizerhof abgestiegen war, machte er abends noch einen Gang auf die Plattform. Weniger erfreulich war der Raupenbesuch von 1577. Nachdem die „Graswürm“ in den nebenanliegenden Gärten alles fahl gefressen hatten, „jugendlich in großer Anzahl wie ein Heerzug die Kirchmür hinauf bis auf den Kirchhof, daß jedermann sich wunderte“. Abergläubische Seelen, die nachts nicht gern auf Friedhöfe gehen und überall wiederkehrende Geister der Verstorbenen zu sehen oder zu hören glauben, behaupten, der Raum hinter der großen Mauer sei hohl und dort sei es „unghürig“. Nicht geheuer war es freilich oft genug, wenn nachtschwärmende Burschen oder Studenten bis zur Morgenstunde die stille Ruhe des einstigen Gottesaders störten. Gar oft ließen die strengen Stadtväter von den Kanzeln verkündigen, das Steinewerfen an die Matten hinunter, das Regelschieben, Kludern, Reiten und Herumschwärmen sei unstatthaft und werde mit einem Pfund gebüßt. Besonders interessiert das fulminante Mandat aus

dem Kriegsjahr 1636, wo es die studierende Jugend ganz arg getrieben haben soll, vielleicht so wie die heutige Schuljugend, die oft eine ganz eigenartige Nachkriegsmentalität zur Schau trägt. Als aber am 25. Mai 1654 der Studiosus Theobald Weinzäpfli nach durchzechter Nacht und einem forschenden Ritt auf der Plattform vom Pferd über die Mauer hinausgeworfen worden war, jedoch trotz doppeltem Beinbruch und Schulterluxation am Leben blieb, ließen die gnädigen Herren Milde walten und spendeten dem Genesenden zu einer Kur in Baden sechs Kronen und 25 Maß Wein, „sein durstig Zäpfli zu salben“. Weinzäpfli, der auf Kosten der Stadt studierte und später 30 Jahre lang als Pfarrer in Kerzers wirkte, machte dann die Kur im Limpinbad bei Uetendorf. In der Mitte der Brüstungsmauer erinnert eine Inschrift auf Marmorstein an Weinzäpfelis Erlebnis. Glück hatte auch ein geistesgestörter Kellner und Coiffeur aus Hamburg, der am 27. Dezember 1878 in die Tiefe sprang. Tiefer Schnee bremste seinen Fall so günstig ab, daß der Körper keinen Schaden erlitt. Den Tod dagegen fand jener Selbstmörder, der 1847

hinunter sprang und durch ein Fenster einer Familie am Mittagstisch zu Füßen fiel. Im weiteren sei noch erwähnt, daß die bernische Regierung mehrmals auch gegen das Feilhalten von Krämerwaren und das Spielen am Sonntag auf dem Kirchhof Warnungen erließ. Besonders geahndet wurde das Herumstehen bei den Gräbern während Messe und Predigt oder bis man „gellänkt“ hatte. Zu andern Zeiten untersagte man das Trocknen der Wäsche und das Bestreichen der Tücher auf dem sonnigen Gräberfeld und bestrafte solche Jünglinge, die ein Faß über die Mauer hinausgerollt hatten.

Die zu Anfang August 1873 errichtete meteorologische Säule ist ein Geschenk der naturforschenden Gesellschaft und der städtischen und kantonalen Behörden. Das Denkmal zu Ehren des Herzogs Berchtold V von Zähringen war schon 1847 aufgerichtet worden. Der Sockel stammt von Bargezzi in Solothurn, das Standbild von Bildhauer Tschärner von Lohn.

Möge die schöne Anlage mit den ehrwürdigen Baumveteranen ein beredtes Zeichen großzügiger Gestaltung des Stadtbildes und altbernisches Opferfinnis noch lange der Nachwelt erhalten bleiben.

-ner.

Frühlingstag am Langensee.

Von Hans Rychener.

Zwischen Rebbergmauern hindurch zwingt sich der steinige Pfad, erhebt sich steil über die malerischen Häuser des enggäßigen Dörfchens am See und hüpfet unter strahlendblauem Himmel tief den Berg hinan. Wonnic und leicht läßt es sich steigen in froher Südluft bei sieghafter Sonne, die unlängst triumphierend den Frühling bergan zauberte und sein entzündendes Kleid entfaltetete. — Kamelien erstrahlen wunderbar in ihrem leuchtenden Rot. Bäume beginnen mit Blüten um die Wette und das Schönste wiederholt sich in den Gärten sonneumfluteter Tessinerhäuschen: Mimosen stehen mit ihrer lieblich-gelben Pracht in seltsam matter und doch leuchtender Blüte. Gluzinen locken den Blick mit ihrem herrlichen Hellblau. Sie und da streicht zarter Veilchenduft neckisch-verlodend vorbei. Muntere Vögel singen ihr Frühlingslied, Eidechsen erfreuen sich der neugestärkten Sonnenwärme und verraten sich mit raschelnder Flucht. In den Rebbergen schaffen fleißige Leute, reden rüstig ihre braunen Arme, schwitzen in der Sonne und grünen freundlich die vorüberziehenden Ferienfrohen.